

28. April 2005, Neue Zürcher Zeitung

Rwenzori - wo der Nil vom Himmel fällt

Trekking im ugandisch-kongolesischen Grenzgebirge

Wer das Rwenzori-Gebirge besteigen will, muss sieben Tage anspruchsvollen Trekkings durch eine üppige tropische Landschaft auf sich nehmen.

Das halbe Dorf hat sich versammelt. Schliesslich geht es um Arbeit. Und die ist begehrt, denn nur wenige Touristen finden den Weg nach Nyakalengija, einem kleinen Dorf am Fusse des Rwenzori-Gebirges. Aber selbst von hier aus ist manchmal vom eigentlichen Massiv nicht viel zu sehen, denn im Rwenzori ist es feucht, sehr feucht sogar. Oft hüllen sich die Gipfel in Nebel. Dies war mit ein Grund dafür, dass das Gebirge erst im späten 19. Jahrhundert durch Sir Henry Morton Stanley auf seiner Suche nach den Nilquellen entdeckt - oder viel eher: gesichtet - wurde. Andere Expeditionen sind daran vorbeigezogen oder haben das Gebirge mit den 200 Kilometer weiter südlich liegenden Virungavulkanen verwechselt.

Üppige Vegetation

Unter lautem Palaver wird unsere Trekking- und Gletscherausrüstung zuerst sorgfältig gewogen und dann auf die Träger verteilt. Frisches Gemüse, Holzkohle zum Kochen und selbst eine halbe Ziege verschwinden in einem der vielen Packsäcke. Die einheimischen Bakonjo gehen in Gummistiefeln, die Säcke tragen sie mit einem um die Stirn gelegten Band aus Fasern von Bananenstauden auf ihren Rücken. Noch ist der Himmel strahlend blau, und wir sind zuversichtlich. Vor uns liegen sieben Tage Trekking und etwa 50 Kilometer Horizontaldistanz. Das 110 Kilometer lange Rwenzori-Massiv ist als Ausnahme in der Region nicht vulkanischen Ursprungs und damit eigentlich das höchste Gebirge Afrikas. Es bildet mit dem Albertsee im Norden und dem Edwardsee im Süden eine natürliche Grenze zur benachbarten Demokratischen Republik Kongo.

Der erste Tag führt durch die Zone des montanen Regenwaldes. Es ist feucht, aber noch regnet es nicht. Tags darauf passieren wir den Mubuku-Fluss und steigen im Bambuswald das Bujuku-Tal hoch. Plötzlich umgibt uns die Üppigkeit der Vegetation wie eine Märchenwelt: Bekannt ist das Rwenzori vor allem wegen seiner geradezu gigantischen Pflanzen. Meterhoch türmt sich das Heidekraut Erika, an dessen Ästen zarte Flechtenschleier hängen. Selbst in Höhen von 4000 Metern krabbeln wir wie kleine Käfer durch Wiesenwälder aus Lobelien, deren Blütenkerzen weit aus dem Blätterschopf herausragen, und stammbildenden Senecien, die hier hoch wie Bäume sind. Der bei solchen umgestürzten Riesen sichtbare Mark-Kanal zeigt, dass es sich tatsächlich um bis zu 300 Jahre alte Blumen handelt. Die Träger haben uns längst überholt. Sie schinden sich mit ihren schweren Lasten scheinbar mühelos über riesige, vegetationsbedeckte Gesteinsblöcke eines alten Felssturzes. Bei jeder Tagesetappe gilt es für sie vor allem, möglichst schnell die nächste Hütte und damit ein wärmendes Feuer zu erreichen. Bis auch wir dort ankommen, herrscht bereits emsiges Treiben, und aus den Kochtöpfen duftet es verheissungsvoll.

Surreale Szenerie

Während der Nacht dann heftiges Wetterleuchten. Noch ist es trocken. Rwenzori heisst in der Bakonjo-Sprache soviel wie Regenmacher. Natürlich gibt es von Ende Dezember bis Mitte Februar und von Mitte Juni bis Ende August theoretisch zwei Trockenzeiten, doch längere Niederschlagsperioden sind auch dann nichts Aussergewöhnliches. Selbstverständlich herrscht im Rwenzori das für tropische Hochgebirge typische Tageszeitenklima: Jeder Tag ist Sommer, jede Nacht Winter. Darauf hat die Pflanzenwelt mit hohen Anpassungsstrategien reagiert: Filzige Behaarung sowie Stamm- und Rosettenbildung schützen vor Frost, Strahlung und Verdunstung. Am nächsten Tag geht es in die Tussockgras-Moore. Man hat uns davor gewarnt. Es sei die Stelle, wo das Wasser gleichzeitig von oben und von unten komme. Noch fällt allerdings kein Regen. Im Moor bewähren sich die Gummistiefel. Bei schlechtem Wetter oder während der Regenzeiten ist hier der Sumpf knietief. Nur springend geht es dann über die einzelnen Grasbüschel. Und da jeder Trekking-Tourist dabei seinen eigenen Weg sucht, hat dies bisweilen fatale Folgen für die Vegetation. Die Szenerie hingegen ist fast surreal: Wie Wächter stehen die kerzengeraden Lobelien zwischen den Grasbüscheln. Statt Insekten übernehmen hier Nektarvögel die Bestäubung der Pflanzen.

Am dritten Tag dann stehen wir auf dem Stuhlmann-Pass auf 4100 Metern Höhe nahe der ugandisch-kongolesischen Grenze. Die Sonne ist verschwunden, dichter Nebel umgibt uns. Die gewaltigen Regenmengen fliessen auf dieser Wasserscheide auf getrennten Wegen ab: auf der einen Seite Richtung Kongobecken, auf der anderen Seite zum Viktoriasee. Letztlich aber speisen sie alle den längsten Fluss der Erde: Stanley hatte 1888 also tatsächlich die Nilquellen entdeckt, die der Missionar und Afrikaforscher David Livingstone noch kurz vor seinem Tod im Jahre 1873 in der Gegend des Bangweulusees im nördlichen Sambia vermutete. Vier Uhr morgens. Die einfache Elenahütte auf 4550 Metern verschwindet hinter uns im Nebel. Später auf dem Stanley-Plateau fällt uns das ungewöhnlich gesprenkelte Gletschereis auf: weiss vom Neuschnee und schwarz von der Asche, die der Wind ins Gebirge bläst, wenn in den Trockenzeiten das ostafrikanische Hochland brennt. Plötzlich reisst der Nebel auf und gibt den Blick auf die zwei majestätischen Hauptgipfel Alexandra

(5091 m) und Margherita (5109 m) mit ihren imposanten Eisformationen frei. Wie in einer tosenden Brandung umspülen Wolken die Gipfel. Wir verlieren Afrika aus den Augen. Im dichten Nebel steigen wir ab.

Bedeutender Tourismus

Nach unserer Besteigung des Mount Stanley erholen wir uns am idyllischen Kitandarasee auf 4000 Metern über Meer. Mystisch ragen die riesenhaften Senecien in den abendlichen Nebel. Normalerweise gelten Kälte und die zunehmende UV-Strahlung mit ansteigender Höhe als limitierende Wachstumsfaktoren. Die Fachleute gehen aber davon aus, dass gerade die meist dicke Wolkendecke über den Rwenzoris die für die Pflanzen schädigende UV-Strahlung stark reduziert. Die intensiven Niederschläge und die während der Trockenzeiten vom Wind ins Gebirge getragene Asche düngen die Pflanzen zusätzlich. Seit der Schliessung der nahe gelegenen Kupferminen von Kilembe ist der Tourismus inzwischen zur wichtigsten Einnahmequelle geworden. Dennoch verlangt das fragile Ökosystem dieser einzigartigen Gebirgswelt heute einen massvollen und nachhaltigen Trekking-Tourismus. Verstärkte Erosion entlang der Routen, zerstörte Vegetation im Bereich der Parkhütten und das Abfallproblem zeigen, dass dies heute nicht immer gelingt. Und nur wenn schliesslich die Bevölkerung und lokale Projekte von dieser Entwicklung auch finanziell profitieren können, wird die Gratwanderung zwischen ökonomischen und ökologischen Ansprüchen gelingen.

Oliver Stebler

Anreise: Mit einem Linienflug von Zürich via Nairobi in Kenya nach Entebbe (Kampala) in Uganda. Danach mit dem Auto nach Kasese in Westuganda. Kasese ist der Ausgangspunkt praktisch aller Touren in das Rwenzori-Gebirge. Der Nationalpark liegt im Grenzgebiet zur Demokratischen Republik Kongo, weshalb man sich vor einer Reise über die Sicherheitslage orientieren sollte. Informationen zu den Park- und Besteigungsgebühren sind auf www.traveluganda.co.ug/ruwenzori.asp zu finden. Der Rwenzori Mountaineering Service führt alle Besteigungen durch und unterhält in Kasese ein Büro, über das die Touren gebucht werden können: www.traveluganda.co.ug/rwenzorimountaineering-services. Das Rwenzori-Gebirge bietet die Möglichkeit anspruchsvoller Trekking- und Hochgebirgstouren auf höchstem Niveau.

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter: <http://www.nzz.ch/2005/04/28/to/articleCQHB8.html>

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG